



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleine Schriften zur deutschen Philologie

Hübner, Arthur

Berlin, 1940

Bespr. von Rud. Stadelmann, Vom Geist des ausgehenden Mittelalters

[urn:nbn:de:hbz:466:1-69607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69607)

Die Frage Mittelalter und Renaissance greift, wie bei der angedeuteten Akzentuierung des Wertes verständlich, stark in G.s Betrachtungen ein. Auch hier erscheinen mir seine Gedanken wertvoll, obgleich die kunst- und formgeschichtlichen Ziele und Ausklänge des Buches es mit sich bringen, daß nur gewisse Seiten dieses vielverzweigten Problems zu ihrem Rechte kommen. G. kämpft gegen eine falsche Abgrenzung beider Kulturkomplexe, er wehrt sich überhaupt dagegen, daß man sie zu scharf voneinander sondere. Schon seine Grundthese, wonach 'das Verlangen nach dem schönen Leben' noch eine Geburt des mittelalterlichen Geistes sei, läßt die Tendenz seiner Ansichten erkennen, und es ist die gegebene Folgerung seiner Untersuchungen, wenn er die Kunst der Gluter und van Eyck in ihrem Wesentlichen als mittelalterlich determiniert. Man wird ihm recht geben müssen, wenn er betont, daß auf diesem Felde Form und Geist getrennt werden müsse. Zuerst kam das Neue als Form. Indessen 'der ganze Humanismus ist genau in der Art, wie es die Poesie der Troubadoure gewesen ist, ein Gesellschaftsspiel, eine Form der Konserbativen, ein Streben nach einer höheren Lebensform'. Erst der neue Geist aber macht die Renaissance, und er ist nicht notwendig an die neue Form gebunden, sondern kann sich auch der älteren Sprache bedienen. Hier wird tatsächlich schärfer geschieden werden müssen, als es manchmal geschieht.

Aus dem Deutschland des ausgehenden Mittelalters ist nur die Mystik des öfteren herangezogen worden, und man muß die selbstgesteckten Grenzen des Verfassers gelten lassen, obgleich natürlich das Material zur Ergänzung, Bestätigung, wohl auch einmal zur Korrektur auf deutschem Boden überreich ist. So bleibt nur der Wunsch, daß uns innerhalb unserer Grenzpfähle bald Untersuchungen ähnlicher Haltung über das Mittelalter zuteil werden mögen, die nicht so sehr spekulieren, als aus der Fülle der Erscheinungen und Tatsachen schöpfen und ihnen Worte verleihen.

Rudolf Stadelmann, Vom Geist des ausgehenden Mittelalters. Studien zur Geschichte der Weltanschauung von Nicolaus Cusanus bis Sebastian Brand. [Dtsch. Vierteljahrschrift f. Literaturwissenschaft u. Geistesgesch., Buchreihe Bd. 15.] Halle a. S. 1929.

Stadelmann beginnt mit dem Bekenntnis, daß seine Studien ursprünglich darauf abzielten, ein Gesamtbild der spätmittelalterlichen Kultur zu zeichnen, eine Absicht, die er fallen lassen mußte, als Huizingas 'Herbst des Mittelalters' erschien: Plan und Aufbau dieser Darstellung hätten sich zu nah mit seinen eigenen Entwürfen berührt. Ich glaube, es ist gut, daß Huizinga ihm zuvorkam. *Suum cuique*. Der Sinnlichkeit des Sehens und Formens, die jenes meisterliche Werk schuf, steht hier ein dialektischer Geist gegenüber, der bei aller Fähigkeit zu geschmeidig-anempfindsamem Denken seine Stärke doch im Begrifflich-konstruktiven hat. Deshalb dort bezwingende 'Impressionen', denen wir den Mangel an 'überschaubarer Organisation' des Bildes gern nachsehen, und hier der Versuch einer scharfen gedanklichen Zerlegung eines weltanschaulichen Entwicklungs-

prozesses, der in seinem rühmlichen Triebe, die geistige Einheit des Zeitbildes zu erfassen, die Dinge doch gelegentlich zu hart an ihren Bildplatz rückt.

Das Buch geht von Dilthey aus; seine Gedanken von der Auflösung der theologischen Metaphysik im Ausgang des Mittelalters könnten als Motto über dem Ganzen stehen; bis in die Diktion hinein ist der Verfasser ihm verpflichtet. Aber statt der überschauenden Objektivität, die bei Dilthey ihre ruhig-großen Linien zieht, hat ein junger sensibler Geist dies Buch geschrieben, der innerlichst beteiligt ist und mit einer nicht verhehlten Sympathie die geistige Krisis des ausgehenden Mittelalters wie ein Stück eigenen Lebens nachschmeckt. Schon die Auswahl der Gestalten, die St. als repräsentativ für die geistige Haltung des ausgehenden Mittelalters in den Mittelpunkt rückt, ist bezeichnend genug: Nicolaus von Cusa, Wessel Gansfoort, Johannes Dend und Sebastian Grand, samt und sonders problematische Naturen, die gerade in dem Komplizierten und Widerspruchsvollen ihrer geistigen Erscheinung des Verfassers Liebe finden. In vier großen Kapiteln ist das Buch aufgebaut, die wieder schon in ihren Überschriften die Sicht des Modernen empfinden lassen: Skepsis, Resignation, Emanzipation, Pessimismus. Nicht, daß diese Begriffe den 'Gesamtinhalt von Weltanschauungen und theologischen Lehrmeinungen' kennzeichnen sollten, sie wollten nur 'die Richtung anzeigen, aus der die Bewegungen kommen', nur 'die Triebkräfte kennzeichnen, die hinter gewissen beborzugten religiös-philosophischen Denkweisen stehen'; aber sie bedeuten schließlich doch das aus verschiedenen starken Farben zusammengesetzte Scheinverferlicht, das St. nicht nur über jene vier große Gestalten und eine Reihe kleinerer Trabanten wirft, in dem er uns vielmehr die ganze geistige und seelische Lage, das 'Lebensgefühl' der Zeit vor Augen rückt. Ganz sinngemäß beginnt deshalb das Buch mit einem Abschnitt 'Das Sentiment des 15. Jahrhunderts', der aus der Kunst heraus Atmosphäre, Licht und Stimmung für das Ganze schaffen soll.

St. verfügt über eine ausgesprochene Kraft, in beweglichster Gedankenarbeit die geistige Substanz eines Menschen, einer philosophischen Haltung, eines Schriftwerkes zu zerlegen; und seine Fähigkeit, gerade die Vielfältigkeit der Strebungen und Richtungen in einer zusammengesetzten Erscheinung aufzuweisen, zeigt eine Stärke, die fast etwas Virtuoses hat. Aber die Freude, eine Verwandtschaft des Spätmittelalters mit der seelischen Situation der eigenen Zeit zu erspüren, das heimliche Glück des 'Spätgeborenen', die ganze Skala von Stimmungen einer alternden Zeit nachzuerleben, die erst ihm wieder zugänglich sind — das kann doch zu Schattierungen und Akzentuierungen führen, die die Zeit innerlich zu nah an uns Heutige heranholen und die darum Gefahr laufen, ihr Eigenes und Einmaliges zu verwischen. Schon die Ausdrucksweise St.s hat zuweilen etwas gefährlich Junges, wenn er von dem 'seelischen Bankrott' oder der 'morbiden Psyche' der Epoche spricht, von dem 'psychischen Raffinement' und der 'Wollust der Negation', von 'der Zeit, die immer auf der Suche nach Narkotika ist, nach Beruhigung vor dem ewig unbefriedigten Forschen'; wie er die Dinge beleuchtet, ist es kein Wunder, wenn gegenüber den Feinheiten einer alternden Zeit mit ihrer Freude

am 'Durchkosten der Grenzsituationen des Geistes' die Humanisten als die seelisch Robusteren erscheinen.

Man fühlt sich gelegentlich erinnert an Heges von Pinder erläuterte Photographien aus dem Bamberger Dom. Durch raffinierte Beleuchtung und Schattengebung sind da Wirkungen erzielt, die den Skulpturen etwas un- erhört und unerlaubt Neuartiges geben: sie sind es und sie sind es nicht. Das greifbarste Beispiel der Art ist St.s Würdigung des Ackermanns aus Böhmen. Sehr feinhörig fängt er hier die verschiedenen Töne auf, die aus dieser rätsel- reichen Dichtung herausklingen; ihren tiefsten Sinn aber sieht er in einem 'pessimistischen Realismus', einem 'neuen Ergreifen der Erde' und 'gerade Mephisto (d. h. der Tod) wird der Verführer zur wahren Welt'. Indes, diese Interpretation gelingt nur, indem St. die Stimme des Todes einseitig ver- stärkt und eine große Stelle des Werkes sehr kühn und frei paraphrasiert (oder mißverstehet?): des himmels throne den guten geisten, der helle grund den bosen — irdische lant hat got uns ze erbeteile gegeben. Nach St. meint dies 'uns' den Tod und seinen vergänglichen Doppel- gänger, den Menschen; nach dem Sprachgebrauch des Dichters meint es ganz eindeutig nur den Tod. St. rückt hier zweifellos den Dichter an eine falsche Stelle: wie Burdach mit Recht betont, steht er zwischen den beiden Streitenden mitteninne; das lehrt auch der harmonische Ausklang der Dich- tung, der viel gewichtiger ist im Sinne einer weltanschaulichen Äußerung, als St. wahrhaben will. Eine Deutung demnach, die die Gewichte verschiebt und willkürlich verteilt, damit aber auch künstlerisch der Dichtung ihre Aus- gewogenheit und ihr Ebenmaß nimmt.

So scheint mir also die Darstellung streckenweise in ein fremdes Licht getaucht. Dabei bleibt: die bis ins Letzte vorstoßende Intensität einer inneren Vergegenständlichung geistiger Wesenheiten hat bei St. etwas Bewunderns- wertes. Es fragt sich nur, ob gerade diese Energie, die mit den Mäßen des Spätgeborenen um das Rätsel des geistigen Kernes ringt, nicht Gefahr läuft, den Dingen des öfteren Gewalt anzutun; vielleicht sind wir für manches zu spät geboren. Ein Beispiel bietet Nicolaus von Cusa, der eine Eckpfeiler und anscheinend der Ausgangspunkt des Buches; Stadelmann bemüht sich hin- gebend um ihn, im Sinne einer Harmonistik, die die verschieden- strebigen theologisch-philosophischen Spekulationen aus e i n e m geistigen Grunde, und zwar dem Grunde eines der Offenbarungsreligion vollkommen erwachsenen Denkers zu begreifen sucht. Dann aber muß er doch buchen, daß Cusanus gewisse trinitarische und christologische Dogmen stets anerkannt hat, und daß die übernatürliche Offenbarung eine reale Größe für ihn bleibt — und steht vor einem klaffenden Abgrund. Ich glaube nicht, daß das im Sinne der Zeit 'ein fremder, ein desperater Zug' an Cusanus ist, wir müßten einen ähnlich fremden Zug sonst manchem mittelalterlichen Großen zuweisen, auch Meister Eckart schon. Es geht freilich nicht an (darin hat St. recht), sich zu helfen mit dem Gedanken an ein Philosophieren, das eben aus überlieferten Quellen schöpft und sich seiner Tragweite gar nicht recht bewußt wird — schon weil es an der Diskrepanz verschiedener Gedanken- reihen keinen Anstoß nimmt. So einfach liegen die Dinge nicht, obgleich die

'synkretistische Fähigkeit' der stark rezeptiven Natur des Cusaners, die auch St. anerkennt, wohl stärker ins Gewicht fällt, um gewisse Antinomien seiner geistigen Erscheinung zu deuten. Sicher aber ist, daß die Gewichtsverhältnisse, in denen Glaubenswahrheiten und Philosopheme zueinander stehen, die Gültigkeitsstufen, nach denen sie rangieren, für uns Spätere außerordentlich schwer abzuschätzen sind. Wären sie voll erfassbar, so würde mancher Widersinn sich lösen. Aber gerade darin liegt das seelische Sondersein der Epoche, das ihr Geheimnis bleibt.

Ich sehe dabei noch ab von gewissen Zuspitzungen der Interpretation: St. denkt manches gewiß schärfer und entschiedener als seine Gewährsmänner selber; das gilt für den Cusaner ebenso wie für den anderen Eckpfeiler seiner Darstellung, Sebastian Franck. Er hat übrigens gelegentlich auch eine freie, paraphrasierende Art der Quellenbenutzung, die überbetonungen Vorschub leisten kann. Sie führt vereinzelt sogar zu einer derben Entgleisung (vetustas ist nicht venustas! S. 75), weist aber z. B. auch, als von dem Relativismus Francks die Rede ist, dem 'strittig Einen' eine Rolle zu, die ihm so nicht zukommt (S. 269 ff.). Die 'Einheit des Strittigen' ist keineswegs das 'Absolute', das an sich selbst unerkennbar bleibt, von dem nur die beiden gegensätzlichen Seiten erfahrbar sind. Eine irrige Übersetzung läßt St. hier den Gedanken weiter vortreiben, als sich aus der Überlieferung rechtfertigen läßt. (Das 'strittig Eine' stammt aus dem Satz: Salomon heist dise [so muß es heißen!] narren, die Paulus weiß nennt, haben beide recht und sind strittig eins. Das bedeutet aber nur: sunt litigiosi unanimi.) So würden sich die Spannungen also manchmal verringern, wenn man die Dinge nicht so ins Extreme und Bewußte riffe. St. ist übrigens selbst wohl nicht ohne Gefühl für das stark Angespante seiner Betrachtungsweise gewesen; denn es begegnet mehr als einmal, daß er einer gewaltsamen Auslegung mit einem irgendwie formulierten 'allerdings' nachträglich wieder Zügel anlegt.

Ofter klingt das Schichtungsproblem in dem Buche an, das wir gerade auch in geistesgeschichtlichen Untersuchungen noch viel energischer heranziehen und vertiefter sehen müssen, als es vielfach geschieht. St. ist zwar mit ausgesprochener Absicht darauf aus, von einigen Gipfeln die weltanschauliche Lage, mehr noch das Lebensgefühl des Jahrhunderts abzulesen; aber namentlich wo es gilt, die Typen der Verfallsauffassung zu schildern, muß er auch in tiefere Sphären hinuntersteigen und hebt sehr zutreffend etwa die Bedeutung des sozialen Niveaus für Unterschiede der eschatologischen Schau hervor. Es gibt aber auch Schichtungen im rein Geistigen. Und wenn St. in einer an sich prachtvollen Konfrontation den Ignoranzbegriff bei Nic. von Cusa und bei Thomas von Kempen nebeneinanderrückt und die 'quietistische Skepsis' an der spekulativen mißt, so wird das Bild ein wenig schief und das Urteil ein wenig grell, das St. nach diesem Bilde über die Devoten fällt: es ist eben doch eine andere geistige Stufe in der Docta ignorantia und in der Imitatio Christi; man darf für den Devoten Thomas die Horizonte nicht so weit nehmen wie für den Cusaner: in den Kreisen der Devotio kann die ignorantia gar nicht die Problematik gewinnen wie bei dem Denker Cusa.

Die Frage bleibt überhaupt offen, in welchem Umfang die großen Gestalten, die St. in den Vordergrund schiebt, das Maß hergeben dürfen für die geistig-seelische Lage des 15. Jahrhunderts und seiner Ausläufer. St. will zwar nur einen 'Baustein' geben zur Kulturgeschichte des Spätmittelalters, aber sein Buch ist doch der Meinung, daß sich in den Denkern von Cusa bis Franck das Sentiment der Zeit besonders rein kristallisiere. Nun ist freilich, wie der Verfasser selbst anmerkt, von keinem eine ideelle Stoßkraft ausgegangen; sie sind komplizierte Individualisten, Franck zumal ein ausgesprochener Einzelgänger und Außensteher. Es wird also nötig sein, wenn man zu einem breiteren Einblick in die geistige Haltung des späten Mittelalters gelangen will, daß man das Bild ergänze von der Seite durchschnittlicherer Zeitvertreter her. Erst wenn man die Zeit nach ihren Schichten aufteilt und diese jeweilig in Gestalten von typischer Geltung faßt, wird das Gemälde vollere Farben gewinnen. Und auch reichere. So gewiß das Sentiment einer Zeit seine besondere Dominante hat, es wird, zumal in Übergangszeiten, niemals genügen, 'den Grundton herauszufinden, auf den alles abgestimmt ist, das Vorzeichen zu erkennen, das den algebräischen Buchstaben ihre Eindeutigkeit gibt'. Jene Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen, auf die Pinder uns erneut hingewiesen hat, sollte vielleicht viel mehr unseren Blick an sich ziehen, auch auf die seelische Lage und die Denknormen der Glieder eines und desselben Zeitraumes bezogen. Erst wenn man sie zusammenhält mit dem Schichtungsgedanken, ertönt die volle Symphonie des Lebens. Warum (gewiß zu raffiniert!) die Fastnachtspiele belasten mit einem Sensationsbedürfnis, das 'den aufstachelnden Gegensatz braucht', das 'in lauter Lustbarkeit das Wissen um das drohende Ende betäubt'? Warum einem Manne wie Oswald von Wolkenstein welterschmerzliche Töne geben (wieder in freier Interpretation), um ihn an dem Sentiment der Untergangszeit teilhaben zu lassen? Mit gewiß dem gleichen Recht darf man sie aus Walther von der Vogelweide heraus hören. Wie denn überhaupt 'das Zwielficht der Stimmung' kaum erst ein Kennzeichen des 15. Jahrhunderts ist. 'Die Gefühle gehen nicht einfach mehr auf in Freude und Trauer, sondern eben das Empfinden des Verflochtenseins, der Abhängigkeit und relativen Notwendigkeit dieser Elemente macht das seelische Leben aus': das ist doch auch die Quintessenz von Gottfrieds Tristan, anderer älterer Zeugnisse zu geschweigen.

Das führt zu einem letzten Anstand. St. urteilt nicht ganz mit Unrecht über Guizingas 'Herbst des Mittelalters', daß das Buch zu wenig unterscheidet zwischen gemeinmittelalterlichen Erscheinungen und ihren spezifisch späten und spezifisch burgundischen Abwandlungen. Aber vielleicht ist auch bei ihm selbst die Grenze gelegentlich zu scharf gezogen zwischen Erscheinungen des späten und des frühen Mittelalters. Indes, das ist ein Punkt, wo wir wohl alle noch Täuschungen unterliegen. St. erkennt selbst, daß eschatologisch bestimmte Äußerungen nur bedingt im Sinne seiner Auffassung verwertbar sind, wonach eine altgewordene Zeit selbst ihre Müdigkeit und Untergangsstimmung bekennt. Tatsächlich zeigt, wie sich aus der deutschen Literatur beweisen läßt, die Kurve eschatologischer Spannung auch im 13. Jahrh. schon ein

erneutes Ansteigen, gegen Ende des Jahrhunderts zu einem Gipfelpunkt hinauf: das ist doch nur aus einem wachsenden Krisengefühl heraus verständlich. Schon Walthar von der Vogelweide hat, was man meist überhört, sehr schwere Töne derart. Und auch die Dekadenzlehre etwa, wie sie in gewissen Kapiteln von Brants Narrenschiff ihren Niederschlag gefunden hat, reicht sehr viel weiter zurück. Diese Gesellschaftskritik, die sich nach einem vergangenen höfischen Ideal richtet, setzt bereits unmittelbar nach der Blüte dieses Ideals ein. Es fehlt uns eben noch die rechte Folie für Studien wie die von Guizinga und St., Untersuchungen, die das 'Sentiment' etwa auch des 13. Jahrh.s zu erfassen suchen, die sich aber nicht betäuben lassen von dem Festlärm des ritterlichen Wesens, sondern gerade auch den dunkleren Untertönen Gehör schenken: sie sind stärker, als man gemeinhin annimmt.

Aber trotz mancher Vorbehalte, wie sie der Kritiker machen muß, soll zum Schluß unumwunden ausgesprochen werden: es ist ein bedeutendes Buch, das St. uns geschenkt hat; und was die Einwendungen treffen, sind die Schwächen seiner Stärken. Die Kraft, die hier das Jahrhundert unter einen großen Aspekt zwingt, hat etwas Imponierendes — auch da noch, wo sie sichtlich ihren Grundgedanken überanstrengt. Und mit dieser geistigen Kraft paart sich eine beträchtliche schriftstellerische Begabung. Vielleicht ist diese fremdwortüberschüttete Sprache, die selber etwas vom fin de siècle hat, nicht jedermanns Geschmack, aber sie paßt zu dem Buche und gibt ihm Stil. Und mag der Leser auch diese oder jene Prägung als forciert empfinden ('konkave Mystik') und diese oder jene Formulierung als feuilletonistisch: führend ist doch der Eindruck einer ungewöhnlich leichten und sicheren Beherrschung des Instruments. Diese Gabe einer in kurzen Sätzen schreitenden, eindringlichen und schlagkräftigen Rede, diese Fähigkeit bildhafter Untermalung des Gedankens, diese Kunst, aus Motti und Widmungen, aus Überschriften, Vorreden und Randbemerkungen die Lichter für die Darstellung zu gewinnen, all das zeigt den geborenen Schriftsteller. Diesem Gelehrten zu begegnen wird immer nicht nur ein Gewinn, sondern auch ein Genuß sein — hoffentlich in Zukunft ein noch reinerer.

Helmut Kießling, Die Ethik Frauenlobs (Heinrichs von Meißens).
[Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig, Altgermanische Abteilung,
Heft III.] Halle 1926.

Was einem schon beim ersten Anlesen dieses Buches in die Augen fällt, ist die Flüchtigkeit, mit der in den zahlreich ausgehobenen Zitaten das Mittelhochdeutsche behandelt wird: nach vielen Duzenden zählen die kleinen Unebenheiten und Anstimmigkeiten, vornehmlich in der Quantitätsbezeichnung; namentlich in den vorderen Bogen steht es schlimm damit (später scheint ein sorglicheres Auge den Druck mit überwacht zu haben). Und wenn man sieht, wie falsche Ettmüllersche Formen wie schâmen oder plage einfach kopiert werden, wie aus gesten (adornare) gestên wird, wie nâch mit Hartnäckigkeit als Kürze gegeben ist, dann wird man zweifelhaft, wie weit es sich um bloße Lässigkeit handelt. Die gleiche Sorglosigkeit zeigt sich